Wochen-Ausgabe

Der Deutsche Correspondent.

Zweiter Theil.

60. Jahrgang. Baltimore, Md., Freitag, den 30. Dezember 1904. Nr. 53.

Weihnachten.

Ganz leise in der heiligen Nacht
Thut sich auf der Wolken Thor,
D'raus schweben in glanzumfloss'ner Pracht
Die Engel Gottes hervor;
Sie streifen die schlummernde Erde
Mit ihres Kleides Saum
Und schmücken heimlich am Herde
Den grünen Weihnachtsbaum.

Der Mutter, die bei des Lämpchens Schein
Noch rastlos schaffend sich müht,
Zieht sel'ge Ruhe in's Herz hinein,
Es duftet um sie und blüht;
Des Friedens wonniger Segen
Erfüllt den stillen Raum,
Wie Himmelslichter entgegen
Strahlt ihr's vom Weihnachtsbaum.

Mit sanftem Kusse weckt sie das Kind,
Nun Alles bereit ist:
Steh' auf, mein süßer Liebling, geschwind,
Schon kam der heilige Christ!
Vor Schreck und freudigem Bangen
Wagt es zu athmen kaum,
Jubelnd mit glühenden Wangen
Grüßt es den Weihnachtsbaum.

Doch draußen irrt verlassen umher
Ein Kind durch Eis und Schnee,
Das hat nicht Vater, nicht Mutter mehr
Und weint in einsamem Weh;
Die Engel jammert sein Leiden,
Sie wiegen's in lichten Traum,
Und lächelnd sieht es im Scheiden
Den ew'gen Weihnachtsbaum.

Albert Träger.

Und Friede auf Erden.

Ein Weihnachtsbild.

Der alte pensionirte Lehrer Schmidt eilte mit seinen kurzen Schrittchen seinem Hause zu. Der Abend war bereits hereingebrochen — so wunderbar geheimnißvoll, als hätten die Flügel des Christengels ganz, ganz leise die weißen, glitzernden Fluren in Schatten gehüllt, damit der himmlische Glanz, den er segnend in die Menschenhütten tragen wollte, allein die Welt erfüllte.

„Ach, du liebes heiliges Weihnachtsfest," sagte Peter Schmidt, und seine in dicken Handschuhen steckenden Hände legten sich fromm in einander, wobei die Körbe, die an seinen Armen hingen, sich fest an den alten, abgeschabten Pelzrock drückten. Sie waren leer. Peter Schmidt hatte Weihnachtsmann gespielt; zwei armen Familien hatte er die Weihnachtsfreude in's Haus getragen, und noch lag ein Abglanz dieser Freude auf seinem guten, stillen Gesicht.

Seine freundlichen Augen schweiften über das in feierlicher Ruhe liegende Dörfchen vor ihm, über die schneeigen Gefilde, und stiegen dann empor zum dunklen Himmelszelt, an dem die goldigen Sternchen verschämt heraufzogen.

„Der liebe Gott zündet schon seinen Christbaum an," lachte er. „O, wie schön ist doch die Welt an diesem heiligen Abend! Und wie gut sind alle Menschen — so warm und liebevoll, so freundlich gegen einander. — Sonst stecken sie in ihren Alltagssorgen; dann kann ihr rechtes Wesen nicht zum Vorschein kommen. Ach ja, das Leben ist hart und bitter. Es treibt mit Peitschenschlägen vorwärts — immer arbeiten — eilen — eilen. Dann bekommt man schließlich allerlei Kanten und Beulen und eine rauhe Schaale.

Aber da innen — o, ich weiß, ich weiß — da ruht ein goldener Kern. Es ist viel mehr Gutes als Böses in den Menschen — man muß sie nur verstehen! — —

Wie die Mutter Franzen eben vor Freude geweint hat, als sie die hübschen Sachen für ihre Kinder sah! Und man redet der Frau nach, sie habe kein Herz, weil sie den ganzen Tag herumschimpft. Sie meint es nicht so — nein, nein! Ich kenne sie besser. Das Leben liegt nur schwer auf ihren Schultern, und sie rüttelt an den Ketten. Aber das gibt sich Alles; ich kenne das.

Und die Reinerten soll ihren kranken Mann schlecht behandeln, sagt man — ach, die kurzsichtigen Menschen! Wie leuchteten ihre Augen, als ich ihr den Tabak und die Wurst für ihren Mann gab und den schönen braunen Shawl, den mein Mütterchen gestrickt hat. Ihre Geschenke hatte sie kaum Zeit, zu betrachten. „Was wird er sagen, lieber, guter Herr Lehrer! Wie wird er sich freuen!" jubelte sie immerzu. Nein, die Frau ist nicht lieblos! Sie thut nur hart, weil sie machtlos dem Schicksal gegenüber steht. Sie ist störrisch im Bewußtsein ihrer Schwäche; aber sie wird sich beruhigen. Man lernt sich fügen — ja, ja, ich kenne das!"

Er seufzte. Er dachte an seine harte Jugend, an die vielen Schicksalsschläge, die ihn betroffen. Seine vier Kinder waren ihm Theils im zarten Alter, Theils in der Blüthe der ersten Jugend dahingerafft; da hatten er und sein Mütterchen auch verzagen wollen. Doch sie hatten überwunden.

„Ja, ja," fuhr er in seinen Gedanken fort, „schwer ist das Leben; aber man muß sich nur nicht unterkriegen lassen, dann geizt es auch nicht mit seinen schönen Gaben. So ein Christabend — wie viele Tage, Wochen umstrahlt er mit seinem Glanze! Die liebe Seligkeit spiegelt sich in jedem Kinderantlitz ab, und auf den Gesichtern der Großen liegt ein warmer Schein, ein stiller Friede!

Friede auf Erden! Das ist das Weihnachtswort. Die Menschen besinnen sich einmal darauf, daß sie alle einen Vater haben, und da reichen sie sich die Brüderhände und lassen Neid, Haß und Zwietracht draußen liegen.

O, wie das erhebt. Wie das stark macht zu neuem Schaffen. Sie haben unbewußt gefühlt: Du stehst nicht allein im Kampfe mit dem Leben — Hunderte, Tausende kämpfen Schulter an Schulter mit Dir, und da sollten wir nicht siegen?

Wer nur ausharrt — der erringt den Sieg und — den Frieden. Und der Frieden legt über die Welt einen ewigen Weihnachtsglanz.

Peter Schmidt lächelte still in sich hinein; auf seinen Zügen lagen die Ruhe und Klarheit eines schwer errungenen, aber sicheren Friedens; seine langen, weißen Haare umleuchteten im Dunkel sein Gesicht wie ein Heiligenschein.

Er hatte das Dorf erreicht; dort im ersten Hause brannte schon der Weihnachtsbaum und sandte einen langen, glänzenden Lichtstreifen hinaus auf die dunkle Straße.

„Ach, diese Kinder," lachte der alte Mann stillvergnügt, „da haben sie dem guten Karsten keine Ruhe gelassen; er mußte anzünden, bevor er läutet. Ich will doch einmal zusehen, was der Weihnachtsmann gebracht hat."

Er schlich sich leise durch den knirschenden Schnee an das Fenster und schaute auf die hübsche Kinderschaar, die mit blitzenden Augen und rothen Wangen vor dem strahlenden Baum stand. Sie sangen das „Stille Nacht," aber ihre Stimmchen wollten nicht gehorchen, sie schlugen immer über vor lauter freudiger Erregung. Da fiel der Vater, der mit gefalteten Händen daneben gesessen hatte, mit seiner dröhnenden Baßstimme ein, und die Mutter folgte ihnen leise.

Peter Schmidt nickte zufrieden; seine Augen tranken förmlich das liebevolle Bild. Als der Gesang beendet und die Kinder mit Jubel über die Geschenke herstürmten, wandte er sich, gerührt lächelnd, wieder ab.

„Mütterchen wird warten," sagte er. „Es wird wohl gleich läuten."

Auf der Straße eilte ein Mann mit einem Bündel auf dem Rücken an ihm vorbei:

„He, Martens, so eilig?"

„Ja, Herr Lehrer, die Kinder werden schon sehr ausschauen nach mir," sagte der Arbeiter, stehen bleibend. „Ich habe hier nämlich den Weihnachtsbaum für sie im Sack," und dabei lachte er geheimnißvoll.

„Na, dann lauft man! Die armen Krabben! Hoffentlich ist der Weihnachtsmann dafür recht reich!"

„Ja, das mein' ich wohl," und fort war er.

Nun war er bei seinem Häuschen angelangt. Mütterchen hörte schon seine trippelnden Schritte auf dem Schnee, öffnete die Thür und leuchtete ihm entgegen.

„Na, Vaterchen, glücklich wieder da? So, nun komm' und wärm' Dich."

Als sie in die Stube traten, da sandte ihnen der Christbaum seinen himmlischen Glanz entgegen, und von dem nahen Kirchthurme ertönte langsam und feierlich der erste Glockenschlag.

Peter Schmidt hatte das Pelzkäppchen abgenommen und die dicken Handschuhe von den Händen gestreift. Nun faltete er die kleinen, dürren Hände und seine Lippen beteten leise nach, was die Glocken laut verkündeten:

„Und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!"

— — — — — — — — — — —

„Aber, Mütterchen, herrjeh, herrjeh, wo hast Du alle die Schätze her," sagte er dann ganz erstaunt und gerührt, als Mütterchen ihn endlich stolz an den Tisch führte, wo sie für ihn aufgebaut hatte. „Nein, daß es zu all' den kostbaren Sachen gereicht!"

Die Weihnachtsbescheerung in kulturgeschichtlicher Beleuchtung.

Die Sitte, an Weihnachten Geschenke zu machen, war schon im Mittelalter im Schwunge. Die Wolfenbüttler Bibliothek besitzt eine interessante Niederschrift, die um das Jahr 1400 von einem Presbyter Alfso herrührt, der selbst ein Deutscher war, aber in einer czechischen Landschaft lebte. Er schrieb über die Weihnachtsbräuche, nicht aus eigner Beobachtung, sondern erst in seinem Alter auf Grund von Berichten Anderer. Nachdem er als erste Sitte des Tages vor Weihnachten das Fasten bis zum Abend genannt hat, sagt er bei der zweiten Sitte, indem er vorher auf die freigebige Güte Gottes hingewiesen hat: „„Mit Recht heißt daher der Vorabend „freigebiger Abend," weshalb auch die gläubigen Christen an diesem Abend freigebiger werden, als zu anderen Zeiten, zu Ehren und zum Gedächtniß jener Freigebigkeit vom Himmel. Kein Familienvater ist so arm, daß er nicht an diesem Abend freigebig eine Spende gäbe. Wenn er nicht mehr erschwingen kann, so macht er wenigstens ein großes Licht in seiner Stube, und das zum Gedächtniß, daß der Vater der ganzen Welt, nämlich Gott, mit seiner großen Freigebigkeit zu dieser heiligen Zeit seiner Familie ein großes Licht bereitet hat, nämlich dem in der Finsterniß des Irrthums sitzenden Volke (Jesai. 9, 2) . . . . Die alten ehrbaren Leute öffnen daher an diesem Abend freigebig ihre Häuser bis oben hinauf, damit jeder Bedürftige frei eintrete und eine Erquickung erhalte."" Nachdem er sodann erwähnt hat, daß auch das Vieh in den Ställen an diesem Abend mehr Futter, als sonst, erhält, fährt er fort: „Ebenso pflegten die Alten in dieser Nacht ihre Taschen offen zu halten, damit, wohin sie auch gingen, das Geld und die Hand sogleich bereit seien, dem Armen zu geben. Ueberdem legten sie während des Frühstücks das Geld auf den Tisch, nicht aus Stolz, sondern nur, um es bequem mit dem Geben zu haben, wenn der Arme kommt. Auch stellten sie auf dem Tisch ihre Kleinodien aus, nicht aus Stolz, sondern um sich bei ihrem Anblick jener Freigebigkeit zu erinnern, in der der Vater sein geliebtestes und kostbarstes Kleinod, seinen Sohn, darstellte." Freilich klagt Alfso, daß der Teufel, wie bei allen den andern Sitten, auch hier sein Spiel treibe, „denn Manche stellen ihre Kleinodien aus, um ihren Reichthum zu zeigen; sie halten die Hand in der Tasche, nicht damit die Armen Geld erhalten, sondern um selbst im Gelde zu wühlen, wodurch ihnen im kommenden Jahr das Geld gemehrt werde; sie legen das Geld auf den Tisch, nicht um dem Armen auszutheilen, sondern um mit ihm Glück zu haben; sie öffnen ihre Beutel an diesem Tage nicht für die Armen, sondern damit das Glück darin einziehe."

Die dritte Sitte ist, daß am Vorabend des Weihnachtsfestes die Leute sich gegenseitig ein Christgeschenk schicken zur Erinnerung an die Liebe, mit der der himmlische Vater allen Menschen ein großes u. segensreiches Christgeschenk geschickt hat. „Er schickte solch großes, wie er größeres im ganzen Himmel nicht gehabt hat, nämlich seinen eingeborenen und geliebten Sohn. . . . . Daher schicken sich die Menschen ein Christgeschenk, nämlich erfreuende, wohlschmeckende und vor Allem süß duftende Dinge . . . . Es besteht aber die Sitte bei den Leuten, daß sich die Empfänger des übersandten Christgeschenkes den Absendern wieder dankbar erweisen, die Ueberbringer beschenken und den Geschenkgebern durch andre Boten ein andres Christgeschenk übermitteln."

Solche Gaben erklären sich leicht von der Festesfreude aus, die der christliche Glaube wirkte, für die Gabe Gottes auch Andern Freude zu bereiten. Wohl ist es möglich, ja, wahrscheinlich, daß auch die frühe Sitte, am Neujahrstage den Beamten, dem Gesinde und Andern ein Geschenk zu geben, mitgewirkt hat, da zumal in Deutschland der Jahresanfang auf Weihnachten verlegt wurde.

Das Geschenkgeben am Weihnachtstage galt aber auch Vielen als eine Unsitte und hat gewiß auch Uebelstände im Gefolge gehabt. Wir kennen mannigfaltige Polizeiverordnungen, die es ausdrücklich verbieten. Schon im vierzehnten Jahrhundert lautet in Ravensberg ein Verbot: „Daß Niemand dem Andern zu Weihnachten weisen*) soll. Darnach ist gesetzt, daß zu Weihnachten vor dem heiligen Advent bis zu dem zwölften Tag (Dreikönigstag) Niemand den Andern weisen soll, als bisher gewöhnlich war; es wolle denn ein Mann seinen Leute-Priester oder seinen Ammann ehren, oder ein Vater sein Kind, oder ein Kind seinen Vater, oder ein Geschwister das andre, und wer fürbaß (ferner) Jemand weiset, außer wer da benannt ist, Der muß geben an die Stadt zu Buße 3 Schilling als dick (so viel) er's thut." Noch im Jahre 1661 werden in der sächsischen „Policey-Ordnung" die Christgeschenke, wie auch die Jahrmarkts- und Neujahrsgeschenke sehr eingeschränkt. Den Pathen darf „im geringsten kein heiliger Christ, Neu-Jahr, Grün-Donnerstag oder wie es sonst Nahmen haben mag, an Kleidung, Gelde, Geschmeide oder andern Sachen nichts gegeben werden." Den Herrschaften soll es aber unverwehrt bleiben, „wofern ein oder ander Herr, oder Frau einem Dienst-Bothen, so ihn oder ihr vor andern treulich gedienet, aus freyem Willen, ein leidliches zum h. Christ und zu Veranlassung fernerer fleißigen Dienste verehren wollte." Noch 1735 wird in Sachsen eingeschärft, daß das Gesinde bei fünf Thaler Strafe und Verlust des Lohns und Geschenks keine Gaben zum Jahrmarkt oder Neujahr ausbedingen darf, ebensowenig die sogenannten heil. Christ-Geschenke, „ob wir selbige gleich zur Zeit noch zu dulden gemeynet." Es wird aber in jeder Herrschaft Willkür gestellt, „ob sie zur Weihnachts-Zeit ihrem Gesinde etwas geben will oder nicht." Solche Geschenke dürfen sich aber „nicht über 1 Rthlr. 8 gr. biß 2 Rthlr. belauffen."

Das Alles bezog sich zunächst auf die Sitten, die sich zwischen erwachsenen Personen und besonders bei dem Verhältniß der Herrschaften zu den Dienstboten als lästiger Zwang herausgebildet hatten. Für die Kinderwelt war durch den St. Niklas oder Pelznärtel gesorgt, daß sie in der Weihnachtszeit nicht leer ausging. Je mehr gerade besonders durch die Reformation das Christkind an die Stelle des Ruprecht und des Niklas („Santa Claus") trat, umsomehr wird auch das Spenden von Gaben an die Kinder auf das Weihnachtsfest verlegt. Eine eigentliche Weihnachtsbescheerung, besonders für Kinder, finden wir erst auf protestantischem Boden.

Zunächst allerdings dürfen wir dabei nicht an unsern Bescheerungsaufbau denken. Die Geschenke werden vielmehr in ein Bündel zusammen gebunden, das ausdrücklich den Namen „Christbürde" hat. Das Christkind ist es, das die „Christbürde" den artigen Kindern gebracht hat, und im pädagogischen Interesse wird auch noch die „Christruthe" hinzugefügt, die ihnen früher der Ruprecht oder Niklas brachte. Von solchen Kinderbescherungen erzählt z. B. eine Predigt des lutherischen Pfarrers Thos. Vintia (Winzer) 1571 in Wolkenstein im sächsischen Erzgebirge. Er will „umb der Jugend willen von der Kindschaft, die wir durch den Herrn Jesum Christum empfangen sollen, auch etwas kindisch" reden. Er erzählt: „Es pflegen fromme und freundliche Eltern mit ihren Kinderlein um diese Zeit gar mancherlei Gespräch zu halten vom heiligen Christ und seinen Bündlein oder Bescherungen u. s. w. Als: der heilige Christ werde Nichts bescheren, denn sie seien nicht fromm und lernen ihren Katechismus und Gebet nicht u. s. w. Solcherlei feine und freundliche Reden gehen oft weit vorher; wenn sich aber die Kinderlein (wie gewöhnlich) willig und mit Freuden, in dem allem zum gehorsamsten und willigsten nach kindlichem armen Vermögen darstellen, dann wird ihnen der heilige Christ von Tag zu Tage mit seinen Gaben, wie reich, wie freundlich, wie gewiß er kommen und bescheren werde, lieblicher herausgestrichen von den Kindern, so solcher kindischer Freude erwachsen (entwachsen)."

Wir erfahren aber auch, was in diesen „Bündlein," die der heilige Christ beschert, ist: „Die Kinderlein finden in ihren Bündlein gemeiniglich fünferlei Dinge. Erstlich güldige, als Geld, viel oder wenig, nachdem der Haus-Christ vermag und reich ist; doch lassen sich auch die armen Kinderlein an einem Pfennige oder Heller in (einen) Apfel gesteckt, genügen und sind guter Dinge darüber. Danach finden sie auch genießliche Dinge, als Christstollen, Zucker, Pfefferkuchen und aus diesen allen mancherlei Confekt und Bilder, daneben Aepfel, Birnen, Nüsse und gar mancherlei Gattung allerlei Bestes. Zum dritten finden sie ergötzliche und zu Freuden gehörige Dinge, als Puppen und mancherlei Kinderwerk. Zum vierten finden sie nöthige und zur Bekleidung und Zier des Lebens dienstliche Dinge gar mancherlei und hübsche Kleiderlein von gutem Gezeuch, mit Seiden, Gold und Silber und reinlicher Arbeit gefertigt. Zum letzten finden sie auch, was zur Lehre, Gehorsam, Zucht und Disziplin gehört, als Abc-Täflein, Bibeln und schöne Bücherlein, Schreib- und Federgezeuge, Papier u. s. w. und die angebundene Christruthe."

Auch anderwärts wird uns von solchen „Christbürden" und ihrem Inhalt berichtet: die Ruthe darf nicht fehlen und ist immer außen an die Bürde gebunden.

Interessant ist es, gegenüber solcher bürgerlichen Weihnachtsbescherung eine fürstliche aus dieser Zeit kennen zu lernen. Im königlichen Archiv in Dresden finden wir aus dem Jahre 1572 eine Rechnung für den Kurfürsten August von Sachsen, der für seine Kinder, den zwölfjährigen Kurprinzen Christian und die beiden zehn- und fünfjährigen Prinzessinen Dorothea und Anna in Leipzig Spielwaaren zum Christfest bestellt hatte, die zum Theil besonders dafür angefertigt wurden. Für den Prinzen hatte der jagdliebende Vater eine Jagd bestellt, die aus 75 Stücken bestand, Pferden, Reitern, Jägern, Hirschen, Sauen, Füchsen, Hunden, Schlitten u. s. w. Für den Weihnachtstisch der „Kurfürstlichen Fräuleins" war die vollständige Ausstattung einer Puppenküche und einer Puppenstube bestimmt, zinnerne, messingene und kupferne Küchengeräthe, Tischtücher, Körbe, Schränke, Stühle „und was zum Hausrath gehöret." Es werden allein genannt 36 Löffel, 71 Schüsseln, 106 Teller, 40 Bratenteller, Hackmesser, Bratspieße, Brodeisen, Mörser, Durchschläge, Barbierbecken (!), zwei kleine Schreibzeuge, Spiegel, Nähkissen von grünem Sammet und mit goldenen und silbernen Posamenten belegt. Auch „9 gepapte Docken, die man mith schnürlein zieht," also Hampelmänner, im Preis von 1 Gulden 10 Gr. 6 Pfg. waren da. Zuletzt kommen noch zwei Ruthen zu 6 Pfg. berechnet. Nachdem nun Holzschneider, Tischler, Schlosser, Riemer, Glaser, Buchbinder, Schneider und Maler ihre Arbeit gethan hatten, geleiteten der Sohn des Leibziger Hieronymus Rauscher und der Tischler die „Bescherung" auf einem zweispännigen Miethwagen nach Torgau an den Hof. Am Christtage ließ sodann die Kurfürstin Anna dem Bürgermeister Rauscher die unversehrte Ankunft der Spielsachen und ihren Dank für den wohl ausgerichteten Auftrag vermelden.

Am Ende des 16. Jahrhunderts veranstaltete die Kirche Bescherungen, das heißt, die Eltern mußten die Geschenke für die Kinder zum Abendgottesdienst am Weihnachtsfest mitbringen, und in der Kirche wurden sie dann vertheilt. Nach einer Mittheilung aus dem Jahre 1701 heißt es: „Endlich schenken die Eltern in unsern Kirchen am Weihnachtsabend ihren Kindern verschiedentliche Geschenke, Klappern, Kästchen, Kleider, Wägelchen, Aepfel, Nüsse u. s. w., denen meist eine Ruthe beigegeben wird, damit sie sich aus Furcht vor dem Prügeln leichter im Zaum halten lassen. Diese Geschenke werden im Namen des heiligen Christ gegeben, von dem man glaubt, er komme durch's Dach oder die Fenster herein oder gehe mit den Engeln in die Häuser."

Schon lange vor dem Christfest wurden die Kinder zum Artigsein ermahnt, damit der heilige Christ ihnen auch etwas bringe. Es wurden gewissermaßen große Vorbereitungen zu seiner Ankunft getroffen. So heißt es: „Es ist gut, daß die Kinder andächtig Gebet und Sprüche lernen, zusammen auf einen Winkel kriechen und selbige beten, daß es der heilige Christ hören soll. Es ist christlich, daß man ihnen Bescherungen darreicht und ihnen beibringet, dieses Alles komme von dem lieben Christkindlein her, das uns viele herrliche Schätze im Himmel werde aufthun, die Niemand aussprechen kann. Es ist auch nicht verwerflich, daß man erwachsenen Leuten, Gesinde, Kirch- und Schuldienern seine milde Hand aufthue und ihrer gedenke und von dem leiblichen Segen mittheile, den uns Gott bescheret."

Allmählich nimmt die Weihnachtsbescherung immer mehr die Form an, in der wir sie heute kennen. Ein Nürnberger Chronist erzählt, daß die Eltern in der Christnacht die Schüsseln, die die kleinen Kinder furchtsam und doch wieder fröhlich auf den Tisch stellen, mit allerlei Gaben füllen und am Christmorgen erzählen, das Christkind habe sie vom Himmel regnen lassen; die Geschenke seien eine Belohnung für Artigkeit, Gehorsam und Fleiß. Es wurde auch bald Sitte, daß nicht nur die jüngeren Kinder, sondern auch die älteren und Dienstmädchen beschenkt wurden; selbst Vater und Mutter bereiteten sich durch wechselseitiges Schenken eine Freude.

Nur eines fehlte noch: der lichtstrahlende Christbaum. Wohl war es bereits vor 100 Jahren Sitte, daß man zur Zeit der Bescherung mehrere Lichter brennen ließ, und jetzt nahm die Beschenkung den Charakter einer fröhlichen Ausstellung im Lichterglanz an. Wie ehemals den Christgeschenken die Ruthe nicht fehlen durfte, so gehörten seit 1800 Geschenk und Licht zusammen, den Weihnachtsgaben wurde ein Wachsstock zugefügt. Und noch in den fünfziger Jahren erhielt in Berlin ein Jeder, der unerwartet zur Bescherung erschien, ein Wachsstöckchen zum Geschenk.

Aus den vereinzelten Kerzen und Wachsstöcken aber wurde der festlich geschmückte Tannenbaum, diese prächtige und sinnige Zierde der Bescherungstafel, dessen Lichtchen heute wohl überall die in Liebe gespendeten tausenderlei Geschenke bestrahlen.

*) wisen, „Weisen," mit dem Dativ heißt „bei festlicher Gelegenheit sich mit einem Geschenk bei einem einfinden."

Historisches von der Postkarte.

Ueber den „Triumph der Postkarte" veröffentlicht Charles G. Ammon in der englischen Monatsschrift „The Worlds Work and Play" einen längeren Artikel, in dem er die wichtigsten Daten über die uns heute unentbehrlich gewordene Einrichtung zusammenstellt. Er erinnert zunächst daran, daß die Idee der Postkarte von dem General-Postmeister Dr. v. Stephan stammt. Im Jahre 1865 unterbreitete er auf einer Post-Conferenz in Karlsruhe den Delegirten der deutschen Postverwaltungen seinen Plan einer offenen Postkarte, der aber verworfen wurde. Die österreichische Postverwaltung nahm jedoch auf eine Anregung, die von Dr. Emanuel Herrmann in Wien ausging, den Plan auf und die erste Postkarte wurde am 1. Oktober 1869 in Wien ausgegeben. In drei Monaten waren fast drei Millionen Karten verkauft. Dieser Erfolg der Postkarte bewog auch die anderen Staaten, die Postkarte einzuführen. Der Norddeutsche Bund nahm sie 1870 an; am 1. Juli waren auf allen Postämtern in Norddeutschland Postkarten zum Preise von einem Silbergroschen käuflich. Am ersten Tage wurden in Berlin allein 45,468 Karten verkauft. Bald erstreckte sich die Postkarte auch auf Süddeutschland; Großbritannien, Belgien, Holland, Dänemark, Schweden, Norwegen u. Canada, Rußland, Frankreich und Ceylon führten die Postkarte 1872 ein, Chile, die Ver. Staaten, Serbien, Rumänien und Spanien 1873; Italien 1874, Japan und Guatemala in 1875 und Griechenland 1876. Die Nachfrage nach Postkarten in den Ver. Staaten war so groß, daß im ersten halben Jahre nach ihrer Einführung 60,000,000 Karten verkauft wurden. Der Verbrauch von Postkarten stieg aber noch bedeutend durch die Erfindung der Ansichts-Postkarte. Die erste Ansichts-Postkarte wurde von einem Photographen in Passau gedruckt, der eine gewöhnliche Postkarte auf chemischem Wege lichtempfindlich machte und darauf eine Ansicht seiner Vaterstadt druckte. Der Gedanke fand Anklang und diesmal galt der Prophet sogar am meisten in seinem Vaterlande, denn nirgends ist der Verbrauch von Ansichts-Postkarten so groß wie in Deutschland, wo der Bedarf jetzt wohl 1,000,000,000 erreicht hat (nach dem offiziellen Bericht waren es für das Jahr 1900 736,000,000 Ansichts-Postkarten). Die Ansichts-Postkarte hat sogar die Censoren in verschiedenen Ländern beschäftigt. Die russische Regierung verbietet z. B. die Verwendung von Tolstoi's Bild für Postkarten. In der Türkei darf keine Ansichtskarte in Umlauf gesetzt werden, die den Namen Gottes oder Mohammeds, eine Zeichnung der Kaaba oder das Bild einer Mohammedanerin trägt. In Frankreich sind kürzlich bei einer einzigen Gelegenheit 80,000 Karten vernichtet worden. Eine Karte wurde unterdrückt, weil sie die Beleibtheit des Königs von Portugal lächerlich macht, eine andere wegen Sticheleien. Der werthvollsten Ansichtskarten sind jedenfalls die, durch die der Empfänger einen Monat lang für $200 gegen Unfall versichert ist. Auch die Ansichtskarten sind, wie man weiß, ein beliebtes Objekt für Sammler geworden, und so erhalten sie oft einen hohen Werth. Eine Serie Dreyfus-Karten zum Beispiel, die ursprünglich 1½ Frank kosteten, haben jetzt einen Werth von über $30.

Zwei reißende Thiere.

In einem kleinen linksrheinischen Dorfe hatte eine Menagerie ihre Zelte aufgeschlagen und zeigte den erstaunten Bewohnern die wildesten Bestien der Erde für einen Groschen. Ein wandernder Handwerksbursche kam des Weges und bat den Herrn „Direktor" um Arbeit. „Können Sie gut brüllen?" fragte auf diese Bitte der Herr der wilden Thiere. „Brüllen? Ich? Und wie! Wie ein abgestochenes Ferkel!" war die Antwort. „Gut. Dann können Sie bei mir sofort Beschäftigung haben." Sie wurden handelseinig. Zunächst wurde dem neugebackenen Menagerie-Gehülfen der Auftrag, dem Hrn. Direktor behülflich zu sein, einem Löwen, der am Tage zuvor sein wüstenkönigliches Leben ausgehaucht hatte, das Fell abzustreifen. Und als man damit fertig, mußte der Gehülfe selbst in das Löwenfell kriechen, der Direktor staffirte ihn noch kunstgerecht aus und wies ihm dann einen Käfig zum Aufenthalt an, wo er sich nun wie ein naturgeschichtlich echter felis leo Linne zu gebärden hatte. Der Herr Direktor hatte einen glücklichen Graff gethan; der neue Löwe brüllte so echt, als wäre er in der Sahara beheimathet gewesen. Dabei rüttelte er an den Eisenstäben, wie nun wie ein wüthender Löwe. In seinem Uebereifer ging er aber zu weit, und so geschah es, daß plötzlich die Seitenwand des Nebenkäfigs, die ihn von einem leibhaftigen Tiger trennte, einstürzte. Himmel und Hölle! Da war es aus mit der Löwenwuth. Der Pseudo-Wüstenkönig drückte sich scheu in die Ecke und schrie laut vor Angst: „Hülfe! Hülfe! Hülfe!" Er sah schon sein letztes Stündchen kommen, als plötzlich sein Nachbar, der Tiger, ihm, dem Löwen, zurief: „Du Schof! Wat brüllste denn esu! Ech hen jo ach nit echt!"

Der neue Bursche.

Bei Major v. W. war mit dem neuen Militärjahr der gefürchtete „neue" Bursche angetreten. Frau v. W. malte sich schaudernd die Arbeit der nächsten Wochen aus, die darin bestehen würde, dem neuen Wilhelm oder August Anstand und feine Lebensart beizubringen. Sie hatte ihm vorläufig erst auf sein „Zu Befehl, Madame!" bedeutet, er müsse „gnädige Frau" zu ihr sagen. Erschöpft von dieser Auseinandersetzung begab sie sich in ihr Schlafzimmer, hing den Frisiermantel über und begann, sich zu frisieren. Plötzlich öffnet sich die Thür, der neue Bursche tritt ein und macht eine Bestellung ziemlich zur Zufriedenheit seiner Herrin. „Es ist gut," sagte Frau v. W., „nur müssen Sie sich merken, Sie dürfen nicht eintreten, ohne vorher anzuklopfen, und bis ich „Herein!" sage!" — „Jawohl, gnädige Frau," grinst der rauhe Krieger, „des mach' 'ch 's nächstma so — aber" (betheuernd die Hand auf die Brust legend) wahrhaft'gen Gott, ich ha nischt gesehn!"